Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 47 — Marburg i. H., den 23. November — 1916

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 3 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 3,40 Mk., Ausland 3,65 das Quartal; Einzelnummer 0,30 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 2,30 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille-Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Nein, Liebster, ich will nicht in Trauern stehn — Der Sieg über den Tod — Das Rätsel des Vaterunsers — Auf dem Friedhof — Am Totensonntag im Felde — Das Büchlein vom Leben nach dem Tode (Fechner) — Der britische Imperialismus. Erwiderung an Curtius — Die Kirche nach dem Kriege. Fortsetzung — Verschiedenes: Trostbuch des Meisters Guntram von Augsburg; Deutschland und Aegypten (Meyer); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Nein, Liebster, ich will nicht in Trauern stehn

Nein, Liebster, ich will nicht in Trauern stehn,
Unser Kind soll mich nicht mehr weinen sehn.
Bunte Blumen und Vögelchen will ich ihm zeigen,
Und wie sich die Gräser im Winde neigen,
Und wie dort in der Weite die Wolken gehn.
Nachts kann ich ja weinen und einsam sein,
Tags zeig ich unserm Kind der Sonne Schein,
Frohe Lieder und Weisen will ich es lehren.
Ich will ihm nicht Lachen und Jauchzen wehren.
Unser Kind ist ja noch so heiter und klein!
Und wenn ich es kann, und mir die Stimme nicht bricht,
Will ich ihm sprechen von deinem geliebten Angesicht,
Und wie du meiner Tage heller Schein gewesen,
Und wie du mir jeden Wunsch von den Augen gelesen,
Und wie mir nun verdunkelt der Sonne Licht.
Da wird es ganz still sein, unser kleines Kind,
Und mich ansehen aus den Augen, die wie deine sind,
Und unsere junge Liebe wird mir aus ihnen scheinen.
Nein, Liebster, ich will nicht trauern und weinen,
Deiner Liebe Vermächtnis ist bei mir, dein Kind.

L H Cornill-Dechent

Der Sieg über den Tod

Aber deine Toten werden leben. — Jesaia 26, 9

Der Tod hält seine Millionenernte. Keine Phantasie vermag sich auszumalen, welche Summen von Kummer und Weh aufgehäuft werden; aber auch von den merkwürdigsten Wendungen und Veränderungen der Schicksale und Lebensläufe bei den Hinterbliebenen, die dadurch bedingt werden, kann die kühnste Einbildungskraft sich kein Bild machen. Zunächst können wir nicht anders, als dies alles im Verlustkonto buchen, im Konto des Verlustes nicht nur für die Volkskraft im allgemeinen, sondern der wichtigsten und unersetzlichen Lebenswerte für die Zukunft des Ganzen, der Familien und insbesondere des heranwachsenden Geschlechts, zumal wo es der Vater und Erzieher war, der ins Grab sank. Die zerstörende Macht wirkt sich noch weiter aus. Man muß es aus der Nähe beobachtet und mit ganzer Seele mitempfunden haben, wie z. B. der Verlust eines einzigen Sohnes, in dem sich die Liebe und Hoffnung der Eltern konzentrierte, auf den Lebensmut, die Lebensfreudigkeit der Vereinsamten wirkt. Das Licht erlosch, alles ist finster, trübe, öde. Der horror vacui, täglich neu erwachend und die Seele folternd, macht das Leben zur Last, zum harten Muß. „Alles ist Tand, gestorben Ruhm und Gnade." Dieses Wort Shakespeares veranschaulicht treffend nicht nur die Verzweiflung des schuldbeladenen Menschen — in diesem Sinne ist es dem Macbeth in den Mund gelegt — sondern auch die des grambelasteten Unglücklichen, der nichts mehr hat, dessen er sich rühmen, nichts mehr kennt, wofür er zu danken wüßte. Es mag verwunderlich erscheinen, daß solche Trost- und Fassungslosigkeit sich einstellen kann — und das wird selbstverständlich nur da geschehen, wo die den Tod überwindende christliche, gewisse Hoffnung des ewigen Lebens nicht oder noch nicht Fuß gefaßt hat im inneren Lebensgrund und dort verankert ist — denn hat nicht in alten klassischen Zeiten der Tod fürs Vaterland schon für etwas so Großes gegolten, daß spartanische Mütter ein Fest feierten dafür, daß es ihnen vergönnt war, solchen Helden das Leben zu geben, die diesen Tod sterben durften? Aber dieser Vergleich wäre unbillig und ungerecht. Denn die psychologischen Zusammenhänge sind heutzutage ganz andere geworden. Wir dürfen nur daran denken, daß nicht nur der Wert des Lebens an sich, sondern insbesondere des *individuellen* Lebens gegenüber den Zeiten der Antike unermeßlich gesteigert worden ist.

Aber diesem traurigen Tatbestand steht ein anderer gegenüber, der nach einer ganz anderen Seite hinweist. In seinem geistvollen Buche „Der Genius des Kriegs und der deutsche Krieg" betont Max Scheler die Tatsache, daß der Krieg das wahre, der Wirklichkeit angemessene Verhältnis von Leben und Tod für das Bewußtsein wieder herstelle (S. 122), indem er „das Leben nicht als identisch mit unserer Person, sondern nur als Eigentum und Spielraum unserer freien, geistigen Persönlichkeit wahrhaft schauen, fühlen, empfinden lehrt . . . als Spielraum für eine Person von unendlichen, über diesen Spielraum weit hinausschießenden Kräften, Zielen und Forderungen, als Spielraum für eine Person, die im *selben* Akte zu den ewigen Sternen greift, in dem sie ihr Leben *wagt* und *hingibt*." Gewiß hat in der Aneignung und inneren Verwirklichung dieser Wahrheit der Streiter an der Front einen unendlichen Vorsprung vor den Menschen in der Heimat, der sich selbst Opfernde vor dem um das Todesopfer Trauernden; denn wer den Tod „vor sich sieht, der sieht „sich", d. h. seine geistige Person, sein wahres Selbst, zu gleicher Zeit *über* den Tod als Lebensgrenze hinausschwingen und hinausleben". Aber die Wahrheit der Sache selbst ist von diesem Unterschied des Gesichtswinkels völlig unabhängig. Und welch eine befreiende Kraft geht von ihr aus und in die Seele ein, die sich ihr erschließt! Ein Sonett des Soldaten und Dichters Karl von Eisenstein „an den Tod" gibt davon Zeugnis:

Einst kamst auf leisen Sohlen du geschlichen,
Heimtückisch, harmlos, völlig unscheinbar.
Da haßten wir dich Sanften, Bürgerlichen,
Vor dessen Willkür keiner sicher war.

Gedämpft sprach man von deinen Sensenstrichen,
Du warst die Furcht in jeglicher Gefahr:
Du wolltest mehr! — Nun ist dein Ruhm erblichen,
Er welkt und schrumpft mit deiner Opfer Schar.

Nun kauerst du hinter Kanonenrohren,
Großmäulig, wütend, brüllst vertausendfacht
Uns deine Furchtbarkeit in taube Ohren:
Feig und verächtlich ist die Uebermacht.
Wer zuviel lärmt, mein Freund, erweckt Verdacht;
Gevatter Tod, dies Spiel hast du verloren. —

Diese Stimmung und Gesinnung ist ja unstreitig ein Sieg über den Tod; ein *persönlicher*, sozusagen *ethischer* Sieg. Aber er beantwortet noch nicht alle Fragen, besonders nicht die

wichtigste von allen, die nach dem Sinn des Geschehens, des Todesloses und -Opfers der ihr Leben Wagenden und Hingebenden. Gewiß sind Vaterland, Haus und Herd, Volkstum und nationale Ehre, vollends der Glaube an die kulturelle und geistige Mission des eigenen Volkes hohe und heilige Werte. Aber wir wollen einmal ganz ehrlich und nüchtern die Dinge betrachten und in die eine Wagschale die Summe von Opfern legen, die für das Vaterland geblutet haben, die Hunderttausende, und in die andere die zu erhoffenden äußeren und vielleicht auch inneren Errungenschaften und Lebenswerte, die als Gewinn und Ertrag zu buchen wären: wer ist kühn genug zu sagen, dieser Gewinn sei jenes Preises und Einsatzes wert, von der Tatsache zu schweigen, daß der erhoffte und ersehnte geistige, moralische und religiöse Wertzuwachs in unserem ganzen Volksleben, je länger der Krieg dauert und je schwerer er drückt, um so weniger licht und klar in die Erscheinung treten will? Der trübe Strom des irdischen, des Weltlebens flutet ja doch weiter durch die Jahrhunderte, der Blutstrom hat sich ihm beigemischt, aber geklärt, gereinigt hat er ihn nicht! — Nein, wenn jener große Wert und Gehalt des todüberwindenden Heldentums und Opferwillens nicht anderswoher fest begründet, nicht a priori gegeben wäre, wenn er nicht verankert wäre in einer Ewigkeitswelt, einer Ueberwelt über dem Schauplatz der irdischen Geschichte, dann bliebe doch als Schlußakkord der ganzen Tragödie nur übrig — die Totenklage: „Wie sind die Helden gefallen im Streit!" Wie ganz anders stellt sich die Sache, welch andern Klang hat das Wort: „Deine Toten werden leben!", wenn es das andere, das ewige Leben ist, in das sie emporgehoben sind, wenn das Gesetz sich an ihnen erfüllt: „Wer sein Leben auf dieser Welt verliert, der wird es, das wahre Leben finden!" Fürwahr, die Bedeutung und das Schwergewicht des anderen Lebens ist uns noch nie so wuchtig vor die Seele gestellt worden, als durch das Millionensterben in diesem Weltkrieg. Man lese nur das Kriegsbüchlein Ernst Haeckels, das den Pseudotitel trägt „Ewigkeit" und gleichzeitig sie leugnet, dann tritt die vollendete Sinn- und Hilflosigkeit des Diesseitigkeitsstandpunktes ins grellste Licht.

Wie es nun aber mit dem richtigen Ewigkeitsglauben bei unserem Volke, wie es bei der einzelnen Seele steht, das ist eine Frage für sich. Man kann darüber gerade bei den Leidtragenden lehrreiche psychologische Studien machen. Vor kurzem sagte mir eine Mutter, die auch den einzigen Sohn an der Front verloren hatte: „Wenn ich nur gewiß wüßte, daß mein Sohn lebte, so wäre ich getröstet." Den persönlichen Verlust wollte sie verwinden; soweit war sie gekommen. Aus diesem Bekenntnis ging besonders deutlich und klar hervor, wie dieser Glaube entweder seine Wurzeln haben und aus diesen Wurzeln organisch gewachsen sein muß, oder er ist einfach nicht vorhanden. Beteuerung und Ueberredung von der einen, Annahme auf Treu und Glauben von der anderen Seite: sie helfen da nichts. Wo dagegen das Licht der göttlichen Wahrheit und die Kräfte der göttlichen Liebe in das Herz ihre Strahlen gesenkt haben und dort gläubig aufgenommen worden sind, da sind diese Wurzeln der Ewigkeitshoffnung in den Lebensgrund gesenkt, da wächst von selbst diese Pflanze empor, da gibt es kein Bangen und keinen Zweifel, kein „Vielleicht — Vielleicht auch nicht" in dieser Lebensfrage, da wird die Totenklage verschlungen von dem großen Akkord: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?"

Vieles und Großes hat unser Volk gelernt in diesem Krieg, tausendfache Lücken wieder ersetzt und ebensoviele Wunden immer wieder geheilt. Aber gegen den unerbittlichen Tod, der seine entsetzliche Ernte unter ihm gehalten hat, ist kein Kraut gewachsen: seine finstere Majestät beugt sich nur vor einer, die größer ist als sie, der Majestät des ewigen Lebens, das nicht von dieser Welt, das die Gabe Gottes in Christus Jesus ist. Alles Fleisch ist wie Gras und alle Kulturgüter sinken dahin, aber die transzendentale Lebenshoffnung ist der bleibende Jungbrunnen für die Einzelnen und für das Volk: das ist der Kern und Stern der Botschaft des „Totensonntags" und läßt in den Perlen seiner Tränensaat die Sonne einer Freudenernte sich spiegeln.

J H

Das Rätsel des „Vaterunsers"

Wohl nur der regelmäßige, von Kindheit an geübte Gebrauch des Herrngebets als häuslichen und kirchlichen Gebets ist die Ursache, daß man ein Rätsel nicht empfindet, geschweige denn löst, das die sogenannten Sieben Bitten des Vaterunsers in ihrem Inhalt und in ihrem Aufbau darbieten.

Nach der Anrede — „Unser Vater, der Du bist im Himmel" —, folgen drei Sätze, die ebenso, wie die vier folgenden als „Bitten" bezeichnet werden, die aber in Wirklichkeit, weder ihrer Form noch ihrem Inhalt nach, Bitten sind. Ihrer Form nach sind sie nicht Bitten, wozu sie erst die Auslegung macht, z. B. die lutherische: „Gottes Name ist zwar an ihm selbst heilig; aber wir bitten in diesem Gebet, daß er auch bei uns heilig werde." Die Sätze sind vielmehr Imperative, also Befehle, Aufforderungen, höchstens, wenn man die Uebersetzung ins Griechische aus dem ursprünglichen Aramäischen in Betracht zieht, Wünsche. Auch inhaltlich sind sie nicht Bitten wie die folgenden vier Sätze, mit denen der Beter sich bittend an Gott wendet, daß er etwas tue. Nach Wortlaut und Inhalt also sind diese drei Sätze nicht Gebete, sondern Gebote. Das ist bei dem ersten Satze sofort klar; denn der Mensch ist es, der den Namen Gottes heiligen soll, wie es in den Zehn Geboten ausdrücklich verlangt wird: „Du sollst den Namen Jehovas, deines Gottes, nicht aussprechen zur Unwahrheit; denn nicht ungestraft wird Jehovah den lassen, der seinen Namen ausspricht zur Unwahrheit." Und ebenso ist es ein Gebot an den Menschen, den Willen Gottes zu tun; folgt die ganze Menschheit diesem Gebote, so geschieht tatsächlich der Wille Gottes auf Erden so, wie er im Himmel geschieht.

Ganz anders geben sich die folgenden Sätze, mit denen Gott um ein Tun von seiner Seite gebeten wird: „Unser täglich (wohl richtiger: unser zureichendes) Brot gib uns heute; vergib uns unsere Schuld, wie wir unsern Schuldnern vergeben; führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen."

Wird dieser Unterschied des ersten und zweiten Teils — Gebote und Gebete — erkannt, so ist ohne weiteres das eine Rätsel gelöst, wie es kommt, daß (nach der üblichen Auslegung) die Brotbitte zwischen Bitten um geistliche Güter mitten inne steht: sie steht dann eben nicht zwischen solchen Bitten, sondern beginnt vielmehr erst die Reihe der Bitten, nachdem Gebote vorausgegangen sind; dann aber ist es nur natürlich, daß die Bitten fortgehen von der Bitte um das natürliche zu denen um geistliche Güter.

Aber wie erklärt es sich, daß das Vaterunser mit Geboten beginnt?

Bekanntlich wird das Vaterunser im Neuen Testament im Matthäusevangelium im Rahmen der Bergpredigt (Mt. 6,9—13), im Lukas-Evangelium aber (Lk. 11, 2—4) mit einer geschichtlichen Einleitung überliefert. Die Bergpredigt ist längst als eine Redekomposition des Verfassers des Matthäusevangeliums erkannt worden, in der überlieferte Redestücke aus dem Munde Jesu zu einem einheitlichen Ganzen verbunden sind. Es liegt kein Grund vor, zu bezweifeln, daß Lukas den geschichtlichen Anlaß unsers Redestoffs richtig wiedergibt, daß also Jesus auf die Bitten eines seiner Jünger, sie beten zu lehren, wie auch Johannes seine Jünger gelehrt habe, diesem das Vaterunser gesagt hat: „Wenn ihr betet, so sprecht" . . .

Danach hat Johannes seinen Jüngern eine Gebetsformel zum regelmäßigen Gebrauch gegeben, und eine solche hat sich auch ein Jünger Jesu von seinem Herrn erbeten. Das Bedürfnis für eine solche Gebetsformel ist aber in der Zeit Jesu aller Wahrscheinlichkeit nach auch sonst empfunden worden. Zum täglichen zweimaligen Gebrauch war schon damals jedem erwachsenen männlichen Israeliten der Gebrauch des liturgischen Stückes vorgeschrieben, mit dem der synagogale Gottesdienst begann, nämlich das nach seinem Anfang benannte Schma („Höre"), das im wesentlichen aus den Stücken Dt. 6, 4—9; 11, 13—21 und Nu. 15, 37—41 besteht.[1]) Aber dieses Schma,

1) Das Schma verdeutscht in der Christlichen Welt: 1908, 11, 268 f. Vgl. auch zu obigem Artikel 1906, 40 f. „Jüdische Gebete und das Vaterunser" und 1909, 44 „Das jüdische Neujahrsgebet Abinu Malkenu" von Fiebig.

D H

wenn auch oft „Gebet" genannt, ist kein Gebet, sondern ein Bekenntnis. Im synagogalen Gottesdienst folgte ihm vielmehr erst ein von dem zu rezitierenden Schma scharf unterschiedenes Gebet, an das sich Lesungen aus dem Gesetz (den fünf Büchern Mose) und den Propheten anschlossen. Ein derartiges formuliertes Gebet war aber, soweit wir wissen, zur Zeit Jesu noch nicht zum täglichen Gebrauch vorgeschrieben; erst in der Zeit nach der Zerstörung Jerusalems ist die Gebetsformel zum Abschluß gekommen, die von den Juden noch heute gebraucht wird, die sogenannten Schmone Esre. Dieses Hauptgebet des späteren Judentums soll von jedem Israeliten, auch Frauen, Sklaven und Kindern, täglich dreimal (Morgens, Mittags und Abends) gebetet werden. Die heutige Form dieser „Achtzehn (jetzt 19) Danksagungen" stammt nach bestimmten talmudischen Nachrichten aus der Zeit um 100 n. Chr.; aber es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Grundlage erheblich älter ist und schon zur Zeit Jesu bekannt [1]) und als Gebetsformel gebräuchlich war. In dieser Gebetsformel nun finden sich mehr als bloße Anklänge an die Bitten des Vaterunsers. Namentlich die fünfte Bitte hat ihr Gegenstück in der sechsten Beracha: „Vergib uns, unser Vater; denn wir haben gesündigt. Verzeih uns, unser König; denn wir haben gefrevelt. Du vergibst und verzeihst ja gern. Gelobet seist du, Herr, Gnädiger, der du viel verzeihst." Auch die siebente Bitte finden wir wieder in der siebenten Beracha: „Schaue unser Elend und führe unsere Sache und erlöse uns bald, um deines Namens willen; denn ein starker Erlöser bist du; gelobt seist du, Herr, Erlöser Israels." Auch der erste Satz des Vaterunsers findet hier eine gewisse Parallele: „Du bist heilig, und dein Name ist heilig, und Heilige lobpreisen dich jeden Tag; gelobt seist du, Herr, heiliger Gott." Endlich an die Bitte „Führe uns nicht in Versuchung" erinnern die Worte der vierten und fünften Beracha: „Du verleihst dem Mann Erkenntnis, du lehrst den Menschen Einsicht; verleihe uns von dir Erkenntnis, Einsicht und Verstand, Gelobt seist du, Herr, der du verleihest die Erkenntnis! Führe uns zurück, unser Vater, zu deinem Gesetz und bringe uns, unser König, zu deinem Dienst und laß uns zurückkehren in vollkommener Buße vor dein Angesicht. Gelobt seist du, Herr, der du Wohlgefallen hast an Buße."

Es ist also anzunehmen, daß zur Zeit Jesu bereits eine — mehr oder weniger noch in einem gewissen Flusse befindliche — Gebetsformel in Gebrauch war, an die sich der Herr, als er seine Jünger das Vaterunser lehrte, angelehnt hat. Das Eigene im Vaterunser liegt dieser gegenüber wenigstens zum Teil nicht in neuen Gedanken, sondern in der Auswahl und der kurzen Zusammenfassung des Wichtigen. In derselben Weise hat Jesus ja auch das Gesetz und die Propheten kurz zusammengefaßt in die beiden Sätze: „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und von ganzer Seele, und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!" Mt. 30, 11f., Mt. 22, 37—39, Lk. 10, 25—27, auch Dt. 6, 5, Lv. 19, 18.

Aber damit ist das ganze Verständnis noch nicht gewonnen. Das täglich zweimal gesprochene Bekenntnis (Schma) hebt die Bedeutung der von jedem Israeliten an den Enden seines Uebergewandes getragenen Zipfel hervor: „daß ihr es anseht und gedenkt aller Gebote Jehovahs und danach tut", und ebenso sollten nicht nur die Mesusa (d. h. das in den Haus- und Zimmertüren oben am rechten Türpfosten angebrachte Kästchen mit den beiden Abschnitten des Schma), sondern auch die Amulette (Luthers „Denkzettel"), d. h. die Gebetsriemen, die jeder männliche Israelit beim Morgengebet anzulegen hat und die die gleichen Abschnitte enthalten, an die Beobachtung des Gesetzes erinnern. Das Gesetz aber ist im Gesetzbuch auf seinen kürzesten Ausdruck gebracht in den Zehn Geboten. So liegt es nahe, bei den drei als Gebote sich gebenden ersten Sätzen des Herrngebets an die Zehn Gebote zu denken und in ihnen deren kürzeste Zusammenfassung zu finden.

Dann aber tritt sofort die Parallele heraus zwischen den Geboten: „Du sollst nicht andere Götter haben" und „Du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen", mit dem ersten Satze des Herrngebets: „Dein Name soll geheiligt werden." Ebenso finden wir die sechs letzten Gebote zusammengefaßt in dem Satze: „Dein Wille soll auf Erden geschehen wie im Himmel." Ist diese Beziehung beabsichtigt, dann muß auch der zwischen beiden stehende zweite Satz „Dein Reich soll kommen", dem alttestamentlichen Gebot entsprechen: „Du sollst den Feiertag heiligen." Im Sinne Jesu ist das ohne Zweifel wirklich so; für ihn und für uns ist der Sabbat nicht eine dem Menschen aufgelegte Last; der Mensch ist nicht um des Sabbats willen da, sondern der Sabbat um des Menschen willen. Der Sabbat ist ein Gleichnis der Gottesherrschaft auf Erden, wie das Johann Peter Lange in einem Sonntagsgedicht ausgesprochen hat:

Stiller, heilger Sabbattag —
Wie ein hehrer Glockenschlag
Aus dem Dom der Ewigkeit
Tönst du ins Gewirr der Zeit,
Daß der Mensch aus dem Gewühle
Seiner Werke zum Gefühle
Seines ewgen Wesens komme
Und bedenke, was ihm fromme.

So sind die drei ersten sogenannten Bitten des Vaterunsers die kurze Zusammenfassung der Zehn Gebote, die sich der Beter, bevor er mit Bitten seinem Herrn naht, vor Augen stellt, zu Gemüte führt und, indem dies im Angesichte Gottes geschieht, zu erfüllen gelobt. „Höre, Israel, ich, der Herr, dein Gott, bin ein einiger Gott!", so beginnen die Zehn Gebote, und entsprechend wendet sich das Vaterunser mit seiner Anrede an Gott: „Unser Vater im Himmel", damit das „unser Vater" und „unser König", das mehrfach im Schmone Esre vorkommt, zusammenfassend. Dann wird zusammengefaßt und erklärt mit den Sätzen: „Dein Name soll geheiligt werden" — das religiöse Gesetz, „Dein Reich soll kommen" — das Zeremonialgesetz, „Dein Wille soll auf Erden geschehen, wie im Himmel" — das Sittengesetz.

Nach diesen, durch ihre Aufnahme ins Gebet zum Gelöbnis gewordenen Geboten folgt dann das Bittengebet. Mit der Bitte um das dem natürlichen Menschen Nächstliegende, nämlich Erfüllung seiner natürlichen Bedürfnisse, beginnt es: „Unser (für den Tag) zureichendes Brot gib uns heute" — der morgende Tag wird für das Seine sorgen (Mt. 6, 34). Dann folgen die Bitten um geistliche Güter; von diesen zuerst die Bitte um Vergebung der bereits in der Vergangenheit geschehenen Verschuldung, auch diese mit einem Gelübde verbunden: „denn (oder: wie) wir unsern Schuldnern vergeben." Endlich die Bitte um Bewahrung vor künftiger Verschuldung: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen."

Gelöbnis und Bitten in Eins, das ist das Vaterunser.

Friedrich Zimmer

Auf dem Friedhof

Neulich ging ich über den Kirchhof in Riesa. Inmitten der Gräber hat dort die Stadt ein mächtiges Kreuz von Eichenholz errichtet. Ohne Inschrift; und doch kennt Jedermann seine Bedeutung. Hier sollen die ihre Kränze niederlegen können, die sie nicht an die Gräber in der Ferne zu bringen vermögen, in Flandern oder Polen oder wo es sein mag, besonders auch diejenigen, die gern eine Stätte in der Ferne schmücken möchten, aber niemand weiß, wo der Leichnam dessen liegt, den sie lieb gehabt haben. Und die Anregung, die hier gegeben ist, wird viel befolgt; es liegen immer wieder Kränze vor jenem Kreuz.

Worin liegt eigentlich der Wert für uns, das Grab solcher, die uns teuer waren, zu kennen und erreichen zu können? Ich sah einmal auf einem Gebirgsfriedhof, wie eine alte, gebückte Witwe, die an den Gräbern entlang ging, um aus dem nahen Brunnen Wasser zu holen, im Vorübergehen eins der Gräber liebevoll mit der Hand strich. Ihr war es, als hätte sie da noch etwas von dem, den sie lieb gehabt hatte. Das Grab ist Tausenden wie ein gutes Bild, wie ein Denkmal: es vergegenwärtigt uns den, der nicht mehr bei uns ist. Es ist, als wäre er uns auf dem Friedhof näher. Und uns ist es eine Freude, das Grab in Stand zu halten, zu schmücken; es ist uns, als bewiesen wir damit, daß Liebe den Tod überdauert.

1) Vgl. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi, 2, 463.

Unter den Hügeln auf unseren Friedhöfen sind freilich auch solche, die ganz von Gras überwuchert, vielleicht eingesunken, in jedem Falle ungepflegt sind. Stammen sie aus neuerer Zeit, so werden es meist solche ohne Namen, ohne Stein sein, und bald weiß niemand mehr, wer da liegt; höchstens aus den Registern der Friedhofsverwaltung wäre es etwa zu ersehen. Vielleicht sind die Angehörigen auch schon alle tot oder bald in die Ferne gezogen. Lebten sie aber noch am gleichen Ort, wo das Grab ist, so meinen wir, sie müßten sich schämen; es sieht aus, als schäme das Grab sich für sie. Es ist uns selbstverständlich, daß wir den Gräbern derer, die uns nahe standen, das schlichte Maß von Pietät und Pflege nicht versagen, das alle Anderen den Gräbern ihrer Angehörigen gewähren.

Aber ist die Pietät immer schlicht? Gibt es auf unseren Friedhöfen nicht Luxusgräber? Ich meine damit nicht alle Erbbegräbnisse; ein Grab kann sichtlich bestimmt sein, bis in die Tage der Enkel erhalten zu bleiben, und dabei doch ganz einfach sein; das Schlichte verträgt sich sehr wohl mit dem Dauerhaften. Aber manche Gräber bei uns sind so prunkhaft, als hätten Wohlstand und Mode sich hier ein Denkmal setzen wollen. Und wie in der Ausstattung, so kann man auch im Besuch der Gräber zu viel tun. Wenn eine Mutter, die ganz für ihren einzigen Sohn, einen tüchtigen Menschen lebte, so lange sie ihn hatte, und nun unter großen Schwierigkeiten seine Leiche aus den russischen Schneefeldern heimgeholt hat, wenn diese Mutter täglich einen weiten Weg zu seinem Grabe geht, wird niemand sie zu schelten wagen. Und doch: ist es wohl im Sinne des Sohnes, daß sie das tut? Wenn zwei Eheleute mit einander alt wurden und dann stirbt der eine und der andere besucht täglich das Grab, niemand wird ihn tadeln, namentlich wenn der Trauernde längst keine Berufsarbeit mehr hat, nur noch auf den Tag wartet, da auch er abgerufen wird. Dabei kann das Herz doch frisch bleiben für die Freuden und Sorgen, die auch den Alten die Zeit bringt, die sie noch zu leben haben. Aber es gibt auch eine Art regelmäßiger Friedhofsbesuche, eine Art, sich hineinzuwühlen in Trauer und Schmerz, die nicht recht ist.

Es gilt schließlich von der Liebe zu den Toten dasselbe, wie von der zu den Lebenden. Wir kennen unter Lebenden die verschiedensten Arten von Freundschaft und Liebe. Zwei Extreme sind die tätige, die gefühlsarm ist oder doch ihre Gefühle in sich verschließt, und die gefühlswarme, die aber untätig bleibt, vielleicht sogar dem Interesse und dem Willen dessen, den man liebt, zuwider handelt. Man sage nicht, diese sei Heuchelei. Sie ist das mindestens nicht immer. Wir erleben es oft, daß erwachsene Kinder den Eltern, ein alt gewordener Vater oder eine alt gewordene Mutter den Kindern, Ehegatten einander Sorge, Kummer, wirkliche Not machen, weil sie manche Neigung und Leidenschaft nicht überwinden, manche Eigenart nicht lassen können; und dabei haben sie einander doch im Herzen lieb. Man mag solche Empfindung eine nichtsnutzige Sentimentalität schelten; einfach erlogen ist sie nicht. Wertvoller mag es sein, wenn Jemand, der vielleicht nie weiche Gefühle äußert, seine Liebe in Taten beweist; Jeremias Gotthelfs Hagelhans im Blitzloch, der brummig und borstig alles „Schöntun" von sich stößt, aber zum Besten von Uli und Vreneli handelt, mag kein idealer Mensch für das Zusammenleben sein, aber er ist mehr wert als Ibsens Hjalmar Ekdal, der in seiner Sentimentalität stecken bleibt. Und oft sehen wir, was uns jemand wert ist, erst dann, wenn wir eine Zeit lang von ihm getrennt sind. Wenn in solchen Zeiten Liebe und Freundschaft nicht erkalten, sondern lebendig bleiben, dann werden sie auch lernen, sich über die Aeußerlichkeiten hinweg auf das zu richten, was den wahren Wert des Menschen ausmacht. Sie werden reifer und stärker. Wir fangen an, mehr im Sinne dessen zu handeln, dem wir uns verbunden wissen, obwohl er nicht bei uns ist, suchen vielleicht denen, die er lieb hat, für die er irgendwie zu sorgen pflegt, nach Möglichkeit ihn zu ersetzen. Sind wir dagegen mit jemand dauernd zusammen, so kann das zwar unsere Freundschaft stärken, es kann aber auch zu rascher Entfremdung führen. Es gibt jedoch noch eine dritte Möglichkeit: man kann gerade, solange man zusammen ist, sich über die Stellung täuschen, die man wirklich zu einander hat. Und das geschieht nicht selten.

So wird oft gerade dann hervortreten, ob unsere Trauer und unsere Treue gegen Tote echt ist, wenn wir ihr Grab nicht schmücken können, es vielleicht garnicht kennen. Gräber, die wir kennen, wollen wir pflegen; die Zeit wird bald genug kommen, wo wir es nicht mehr können, und die wird nicht fern sein, wo unsere eigenen Gräber vergessen sind. Wenn jetzt im Kriege Eltern, Geschwister, Witwen, Bräute viel Mühe darauf wenden, Gräber draußen in Feindesland zu ermitteln, so wird jedermann solches Empfinden ehren, und wir freuen uns, wenn es gelingt, ein lange vergeblich gesuchtes Grab ausfindig zu machen. Etwas anders ist schon darüber zu urteilen, ob man den Leichnam solcher Gefallenen nach der Heimat bringen soll. Das wird nicht nur aus praktischen Gründen Ausnahme bleiben müssen, es wird vielmehr gewiß überhaupt Ausnahme bleiben sollen, gerade auch im Sinne unserer gefallenen Brüder. In vielen Fällen wird, was für solche Ueberführung aufgewendet werden müßte, unserem Volk, für das sie gefallen sind, besser zugute kommen, wenn es verwendet wird für Kinder, die durch diesen Krieg zu Waisen wurden, oder sonst für die tausendfache Not, die der Krieg über Deutschland gebracht hat.

Wir ehren den Schmerz, der sich innig und weich äußert, nicht weniger als den, der sich streng und still verschließt. Manchmal meinen wir, wir brauchten gerade in dieser harten Zeit solche sich lebhaft mitteilende Trauer als seelisches Gegengewicht. Aber tausend der Besten aus unserem Volk draußen erhalten ein schlichtes ehrliches Soldatenbegräbnis, ohne Reden und Musik, allenfalls mit einem Vaterunser eines Kameraden; viele Tausende können die Gräber ihrer Lieben nicht schmücken. Wenn diese Tatsachen die Wirkung haben, daß künftig in unserem Volk bei Bestattung und Grab mehr und mehr verschwindet, was leer ist, überstiegene Worte in den Leichenreden, der oft so unsoziale Luxus in Palmen und Kränzen, der Pomp der Gräber, es wäre ein Segen. Tacitus sagt von unseren Vorfahren: lamenta et lacrimas cito, dolorem et tristitiam tarde ponunt. Mit Klagen und Tränen hören sie bald auf, Trauer und Schmerz behalten sie lange.

Wir dürfen und wollen niemand schelten, der lange weint, der lange Zeit hindurch Trauerkleider trägt; viele, die sich im ersten Schmerz beherrschen konnten, empfinden, je längere Frist vergeht, nur um so bitterer den Verlust. Aber wir wollen nicht vergessen: unsere Treue gegen die, die für uns gefallen sind, zeigen wir am besten, wenn wir in ihrem Sinne leben, wenn wir in der Heimat mehr und mehr für einander leben, brüderlicher werden, stiller und gewissenhafter unsere Pflicht tun. Die echteste Mittrauer zeigt sich in Werken der Teilnahme, die echteste Trauer ist die, die sich in Taten der Liebe bewährt.

Hermann Mulert

Am Totensonntag im Felde

Kampfplatz bei Ypern in Flandern, 21. 11. 1914

Heute bekamen wir endlich Befehl zum Aufbruch. Aber während wir noch überlegten, ob man uns in Roulers wohl zum Transport nach Rußland verladen würde oder was man sonst alles mit uns machen würde, teilte man uns endlich mit, daß unsre Protzen in Roulers bleiben, wir selbst aber für einige Zeit in die Schützengräben wandern würden. Da war bei manchem offene Freude darüber, daß er endlich an die Front kommen sollte, bei manchem aber auch heimliches Entsetzen über Kälte, Hunger, Anstrengung und Kugelpfeifen. Am Abend aber, als wir auf Stroh in der Maria-Schule lagen, brachte das bevorstehende Ereignis die Gemüter in lebhafte seelische Schwingung, die sich in kraftvoll schönen Liedern nach außen Bahn brach. Dann bewegte die vor Augen stehende Todesgefahr tiefere Eigenschaften der Seele; man sang religiöse Lieder, und selten wird man das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht" in der Mitte des Novembers mit so aufrichtiger Hingebung und Ergebenheit von Soldaten haben singen hören.

Ich selbst lag ganz still dabei; der aufgeschlagene Mantelkragen verbarg fast gänzlich meinen Kopf, und während es wohl scheinen mochte, als schliefe ich, verfolgte ich doch mit Aufmerksamkeit all das Seltsame ringsum. Da schien solch Treiben immer mehr verschleiert, wie in fremder Welt, sich abzuspielen oder ein sich abrollender Filmstreifen zu sein, unwirklich, nur ein flüchtiges Bild, und einzig wirklich, klar und deutlich traten die inneren Zustände der Menschen hervor, das, was sie zu ihrem Treiben bewog. Solche altgewohnte Beobachtungsweise brachte in Erinnerung, wie ein sonst nach Innen gerichtetes Gedankenleben jetzt so sehr ins Kriegsgetümmel verflochten sei, und man fühlte sich mit staunendem Befremden in eine solche Welt hinein gestoßen

und an ihr Anteil nehmend, gleich wie jeder andere Mensch von irdischem Interesse.

Am anderen Tage marschierten wir über West-Roosebeke hinaus an die Front heran und warteten auf die Dunkelheit, um des Nachts in die Schützengräben einzusteigen. Da aber kam der Befehl: Rückwärts! nach West-Roosebeke; dort sollten wir in der Kirche über Nacht bleiben. Als wir bei ihr hielten, da hieß es: Weiter, zurück zu dem Gehöft, bei dem wir vorher gewartet hatten. Dort sollten wir bleiben; am anderen Tage würde man uns zurückschaffen. Mit Artilleristen sei im Schützengraben nichts anzufangen, so lautete der Divisionsbefehl.

Da lag man denn in dem verlassenen Pferdestall auf nassem Mist, das Gesicht nach unten, anscheinend die bequemste Lage; feldmarschmäßig umgeschnallt, und die Kleidung, die zum Marsche gerade warm genug gewesen war, sollte nun der Nässe und dem Wind von einigen Grad Kälte standhalten. In dieser jammervollen Lage vermochten nur Wenige zu schlafen, man zitterte tatsächlich vor Kälte und fühlte mit wachsender Pein die Nässe immer mehr in die Kleidung dringen. Und wo man solche körperlichen Vorgänge beobachtete und sah, in welchem leidensvollen Zustande sich der Leib befand, da war man sich durchaus bewußt, wie doch der Krieg ein Vortod sei, dem man nicht ohne nachhaltigste innere Wirkung auf die fernere Lebensweise entrinnen könne.

Um zwei Uhr Nachts hörte ich — wie eine Wohlfahrts-Botschaft — von einem warmen Wachtlokal und ging hinüber; wie das Licht die unglückseligen Nachtfalter anlockt, so zog hier die Wärme ein zweifüßiges Geschlecht an, das dicht gedrängt Kopf an Kopf sich versammelte; die Kälte hatte die Müdigkeit ausgelöscht. Am Anfang war es wirklich Wohltat hier zu sein. Aber allmählich wurde der Tabaksqualm immer dichter und die Lunge versagte den Dienst bei so stumpfer Empfindung der Uebrigen. So stellte man sich wenigstens in den windgeschützten Flur, nicht zum Schaden, denn bald kam die Meldung, daß die Kirche frei sei; die Kolonne könne ihr Nachtlager in ihr beziehen. Allein unser Führer mochte wohl ein besseres Lager haben als die Mannschaften; er befahl, daß erst am Morgen dorthin abzurücken sei.

Da mache ich mich auf und Disziplin und Befehle versäumend pilgere ich, als Wachtposten heuchlerisch mich ausweisend, indem solch frevelhaftes Beispiel gleichzeitig einen zweiten verführt, nach der großen Kirche.

Ist es ein Paradies, in das wir treten? Die Kirche ist ausgeräumt, der Boden mit reinem trockenem Stroh dicht bedeckt; denn vor einigen Wochen war hier das Lazarett gewesen. Jetzt schlief nur die Wache bei winzigem Kerzlein in dem kostbaren, riesigen, dreischiffigen Basiliken-Raum.

Da war nun Frost und Müdigkeit geschwunden; tief beglückt lag ich an einer Säule und bedachte die fremde Seltsamkeit der Lage. Draußen fegte bei flimmerndem Sternengefunkel schmählich kalter Wind über den dünnen Schnee. War nicht noch vor Kurzem um diese Zeit die Sonne warm und leuchtend aufgegangen? Hatten nicht zur frühen Morgenstunde Vöglein zu singen, Blumenkelche sich zu öffnen begonnen? Jetzt herrschte wirklich dürre Finsternis, Kälte, Krieg und Tod?

Hier liegt man ungewaschen, ungekämmt in fremdem Gotteshause, und bei tiefer Beschämung wird es deutlich, wie abgewandt der Kriegszustand solcher heiligen Stätte ist. Daß vorigen Mittwoch Bußtag war, man weiß es nicht; daß heute Totensonntag ist, das weiß man nicht.

Doch aus Kälte und Not in diesen stillen Raum gelangt zu sein, mutet immer wieder wie ein Aufenthalt im Paradiese an, und so liegt man bei tiefem Frieden an hoher Säule, demutsvoll sich zu ihr neigend, während über solchem Lager eine dunkle Heiligen-Statue schwebt. Still läßt man seine Augen in dem großen Gotteshause wandern, während ein Soldat mit dem einzigen Licht in der Hand prüfend und beleuchtend die Wände entlang geht; da wandert riesenhaft sein Schatten mit, und Licht und Schatten ziehen über Säulen, Bogen, Heiligenbild in wechselvoller Fülle und Schönheit.

Dann war es Morgen geworden. Es kamen mehr Soldaten, totmüde in langen Reihen niedersinkend. Später sammelte sich vor dem Altar schweigend eine Schar katholischer Kameraden, durch welche bald ein Pfarrer schritt, dessen seelisch-mystisches Innenleben in der katholischen Geistlichen so eigenen Weise auf seinen feierlichen Gesichtszügen sichtbar war, hingebungsvolle Ehrfurcht und Zuneigung weckend.

Auch war es erstaunlich, wie unter seinen Händen der verwahrloste Altar in wenigen Augenblicken rein und neu erblühte. Mit einem Strohwisch fegte man den Schmutz herab, der hohe Geistliche half selbst; eine Spitzendecke entfaltete sich lilienweiß, Kerzen leuchteten auf, Kelch und Hostienschrein traten hinzu und schimmerten in ihrem Glanze, während die Soldaten einer kraftvollen und doch in Zartheit tiefen Predigt zuhörten, auf dem Strohe stehend, knieend oder liegend, je nach ihrem Glauben und ihrer Fähigkeit.

Nicht leicht und oft wird man ein Gotteshaus in solchem Zustand finden, bei einer solchen Feier zugegen sein. — Mein Karabiner stand im Beichtstuhl; ich selbst lag vor seiner geschnitzten Tür, und wie ich die einzelnen Gruppen betrachtete, war es deutlich, wie sehr ein Jeder von der Feier oder ihrer Eigenartigkeit innerlich berührt war; auch Jene, die im Liegen schweigend und geräuschlos aßen, fühlten deutlich, daß während dieser Feier, zu der die Fensterscheiben im Kanonendonner bebten, zu essen nicht schimpflich, ja durch ihre in Kriegs-Not, Gefahr und Schmerzen erlittenen Leiden fast geheiligt sei. Und man verließ dies gütige, an Spenden reiche Haus erwärmt, geschützt, genährt; trat dankend wieder in den Krieg hinaus, der gleich draußen vor der Tür an tausend Dingen und Geräuschen bemerkbar war.

E B

Das Büchlein vom Leben nach dem Tode

Wir sind aufs neue dankbar geworden, daß wir als Christen den jetzt so viel angepriesenen Aufschlüssen über das Jenseits uns nicht zuwenden müssen, von den „Himmelsbriefen“ an bis hinauf zu den vornehmen theosophischen Weistümern. Wir freuen uns dankbar des schlichten „Aus Gottes Hand in Gottes Hand“ und „Bei dem Herrn sein allezeit“! Etwas ganz Anderes aber als das ziellose Hasten nach sicheren Aufschlüssen über die einzelnen Geheimnisse der unsichtbaren Welt ist das sinnige Achthaben auf tiefsinnige Stimmen der Ahnung und Hoffnung auch außerhalb des bestimmten Kreises der „gewissen Hoffnung“. Solches Hinlauschen stärkt den Mut, neue Genossen für das „Ich glaube ein ewiges Leben“ zu werben, und es dient dem eigenen Glauben zur Erfrischung und Veranschaulichung.

In diesem Sinn darf wohl gerade jetzt auf jenes Büchlein vom Zustand nach dem Tode hingewiesen werden, das der Leipziger Physiker und Philosoph Gustav Theodor Fechner 1851 hat ausgehen und nun der Inselverlag neu drucken lassen.[1] Die Grundgedanken mögen den meisten Lesern der Christlichen Welt bekannt sein. Die Lehre Fechners von den drei Lebensstufen: Der Mensch lebt auf der ersten Stufe einsam im Dunkel; auf der zweiten gesellig aber abgesondert neben und zwischen andern in einem Licht, das ihm die Oberfläche abspiegelt; auf der dritten verflicht sich sein Leben mit dem von andern Geistern zu einem höheren Leben in dem höchsten Geiste und schaut er in das Wesen der endlichen Dinge. Der Uebergang von der ersten zur zweiten Lebensstufe heißt Geburt, der Uebergang von der zweiten zur dritten heißt Tod. Der eine führt zum äußern, der andere zum innern Schauen der Welt. Was uns aber an dieser Gedankenwelt Fechners für die Gegenwart besonders wichtig wird, ist seine Ueberzeugung vom Ineinanderwirken — Wachsen — Sichbegegnen der Geister schon auf der zweiten Stufe mit denen der dritten. Einst sah ich, sagt er selbst, eine Mutter ihr noch lebendiges Kind mit Aengsten in Haus und Garten suchen, das sie auf dem Arme trug. Größer noch der Irrtum jener, die das verstorbene in einer fernen Leere sucht, wonach sie nur ins Innere zu blicken hatte, um es bei sich zu finden. „Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot.“ Und zwar ist diese Verkündigung Fechners in allem Ernst etwas anderes, als was mitten in dem großen Sterben, das wir erleben, von so vielen als Halt und Trost gepriesen wird: das Fortleben unsrer Toten in ihren Wirkungen, ihr, wie man oft sagt, „geistiges“ Fortleben im Unterschied, ja in ausdrücklichem Gegensatz zum „persönlichen“ Fortleben. Nein, Fechner meint wirklich ein selbstbewußtes Leben und Wirken. Man hat jüngst eine ergreifende Grabrede lesen können, die ein nun auch schon für das Vaterland gefallener Offizier seinen Kameraden hielt, ganz auf jenen Ton des „ewigen Geistes“ gestimmt. Wie viel ärmer sie bleiben muß an wahrhafter Erhebung als Fechners Zeugnis, hat einst schon Gottfried Keller an einer bekannten Stelle im „verlorenen Lachen“ dargelegt.

Was ist die tiefere Kraftquelle, aus der Fechner schöpft? Es ist der Glaube an den lebendigen persönlichen Gott, der ihn persönlich erfüllt, mögen auch aus andern Zügen seiner Philosophie dialektische Bedenken sich dagegen erheben lassen. Und es ist der Gott des Guten, in dem seine Geisterwelt geborgen ist. Ganz von selbst wird sein Wort des Lebens ein Wort vom Lieben: Seid rüstig und wacker! Wer hier langsam geht, wird dort lahm gehen; wer Falschheit und Bosheit übt, wird seine Disharmonie mit dem Chor der wahren und guten Geister als Schmerz fühlen. Wohl dem, der einen Schatz von Liebe und Achtung hinter sich gelassen! Aus diesem Glauben an den lebendigen guten Gott fließt denn auch die keusche Zurückhaltung, die Geheimnisse der Geisterwelt, die ihm so zweifellos feststehen, voreilig und unzart entschleiern zu wollen. Das ist ihm kein Zeichen diesseitigen gesunden Lebens. Das Diesseits hat den Leib des Jenseits nur für das Jenseits zu bauen, nicht schon mit dessen Auge und Ohr zu sehen und zu hören. Die Blüte gedeiht nicht, die man vor der Zeit aufbricht.

Nun darf das Ende dieser Erinnerung an das „Büchlein vom Leben nach dem Tode“ zum Anfang zurückkehren. Wilhelm Wundt hat in seinem Geleitwort bezeugt: man wird Fechner Recht geben müssen, wenn er den Namen eines Phantasten ablehnt. In der Tat, seine Philosophie ist phantasievoll; aber phantastisch im Sinn eines die Wirklichkeit willkürlich verändernden Spiels der Phantasie ist sie nicht. Dieses Zeugnis mag Manchem Mut machen, der noch unter dem Banne der Furcht vor dem „Glauben“ steht, die für Unzählige bis zu unsrem großen Krieg ein Hemmnis (nicht das einzige und größte) des Glaubens war. Fechner selbst weiß, daß er einen „Glauben“ kündet, aber er ist überzeugt, daß es ein „begründeter“, kein phantastischer sei. Und wie leicht, meint er, wäre alles für den Glauben, könnte der Mensch sich nur gewöhnen, mit dem Wort, womit er seit mehr als tausend Jahren spielt, daß er in Gott lebt und webt und ist, Ernst zu machen. Wann aber wird dieser lebendig machende Glaube lebendig werden? Daß er lebendig macht, wird ihn lebendig machen. — Wir sind dankbar, diesen Glauben fester verankert zu wissen in dem, dessen Name auch in Fechners Büchlein eine besondere Stelle einnimmt. Nur eines dieser Worte sei hier zum Schluß erwähnt: so sollte es in jeder Stadt einen Tempel ihrer größten Toten (wahrhaft lebendig gewordenen) geben, angebaut an den Tempel Gottes oder in ihn eingebaut, indes man Christus wie bisher mit Gott selbst im selben Zimmer wohnen lasse. Es ist nicht ein leeres Wort, daß Christus in seinen Bekennern lebe; jeder echte Christ trägt ihn, nicht nur ver-

1) Fechner, Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Mit einem Geleitwort von Wilhelm Wundt. Inselbücherei Nr. 187. 59 S. 50 Pfg

gleichsweise, sondern wahrhaft lebendig in sich. — „Weil wir eine Wolke von Zeugen um uns haben, lasset uns laufen in dem Kampf, der uns verordnet ist."

Theodor Haering

Der britische Imperialismus

Ich soll den britischen Imperialismus nach der Kritik von Friedrich Curtius in meinem Buch „Politik und Moral" als Vorbild empfohlen, rückhaltlos verteidigt und damit ein äußerst wertvolles Stück in das Arsenal der Northcliffe-Presse geliefert haben (vgl. Nr. 43). Man wird es verstehn, wenn ich zwar die übrigen Angriffe meines verehrten Kritikers dem Urteil der Leser meines Buches überlasse, diesen Angriff aber kurz zu widerlegen suche.

An zwei Stellen meines Buches beschäftige ich mich eingehender mit dem britischen Imperialismus, in der einleitenden und in der 10. Vorlesung über „Macht ist Recht und Sittlichkeit". Zunächst stelle ich, übrigens offenbar mit Curtius' Zustimmung, einfach fest, daß die vor keinem Mittel zurückschreckende va banque-Politik Greys doch nur der letzte Ausläufer der traditionellen Welt- und Handelspolitik des englischen Imperiums war, und daß dies Imperium tatsächlich vor seiner Krisis stand. Ich leugne des Weiteren nicht, daß eine solche objektive Würdigung unserm Volke schwer gemacht wurde: „Nahrung für diese moralische Entrüstung bot die weitere Politik Englands übergenug." Ich spreche da wie jeder andere Deutsche von der „zweifellos empörenden Begleitfolge einer rücksichtslosen Handels- und Machtpolitik", von der Verständnislosigkeit des eigenen Volkes für diese Reichspolitik, die die englischen Staatsmänner zu ihren Verschleierungen und Bemäntelungen zwingt, und lasse durchblicken, was ich anderwärts ausgeführt habe — in dem Aufsatz der „Deutschen Politik" über „Das Selbstgefühl Englands" —, daß ich für mein Teil eine gewisse Theodizee für dies furchtbare Morden darin erblicke, daß dem englischen Volk der Star gestochen, es von seinem Wahn des zur Weltherrschaft bestimmten Volkes befreit und so zu einem Verzicht auf imperialistische Ansprüche, zu einem Gewährenlassen unsrer naturnotwendig aufstrebenden Handels- und Seemacht erzogen werde. Bei diesen Ausführungen handelt es sich aber um mehr als um mein, wie Rolffs in seiner eingehenden Beurteilung sich ausdrückt, „exzessives Gerechtigkeitsgefühl", nämlich um mein für einen Historiker doch grundlegliches Objektivitätsbedürfnis. Sollte daran wirklich die Northcliffe-Presse Freude haben? Ich denke, so wenig als an meiner Verteidigung unsers U-Boot-Krieges bis hin zur Torpedierung der „Lusitania", die ich einst in meiner „Deutschen Rede in schwerer Zeit" über „Krieg und Bergpredigt" mit Jubel begrüßt habe, wofür ich im Punch als Höhepunkt deutscher Barbarei gefeiert bin!

Aber ich habe doch in der 10. Vorlesung mit dürren Worten den britischen Imperialismus als Vorbild hingestellt! Ich habe allerdings geschrieben und bleibe dabei, daß wir „in dieser Hinsicht", in Hinsicht auf die Herrenmoral des sich selbst setzenden Machtstaates, für den aller Altruismus durchaus in zweiter Linie steht, von dem britischen Imperialismus „viel" — nicht alles! — lernen können; wir dürften uns durch die für uns so unerträglichen Wirkungen nicht um eine objektive Würdigung desselben bringen lassen. Ich kann zu meiner hochnötigen Verteidigung gegen den von Curtius ausgesprochenen Eindruck nicht anders als diesen Absatz über die Vorbildlichkeit des britischen Imperialismus hierher setzen: „Da verbindet sich nämlich in glücklicher Weise der rücksichtslose, stahlharte Selbstdurchsetzungs- und Herrschaftstrieb des seiner Talente vollbewußten Herrenmenschen mit dem seiner Adelspflichten, seiner Verantwortlichkeit für die Beherrschten voll bewußten Missionstrieb. Mag sein, daß der letztere für viele, besonders für maßgebende Kreise nur der Vorwand ist, hinter dem sie ihre brutalen Machttriebe einem christlich, biblisch erzogenen Volk gegenüber verstecken. Aber, daß sie ihre letzten Motive für die Fernhaltung Deutschlands von der Welt- und Handelsherrschaft und wirtschaftlichen Welteroberung so verschleiern müssen, daß sie Kulturmotive, wie die Bewahrung der Welt vor dem preußischen Militarismus, den Schutz der kleinen Nationen gegen die Aufsaugung durch die großen u. s. f. vorschützen müssen, weist auf eine im englischen politischen System liegende Nötigung, den heiligen Egoismus der Selbstdurchsetzung als Träger eines die Welt beglückenden und missionierenden Altruismus zu betrachten. Es ist aber für den billig Urteilenden, der zumal die Wirkungen der englischen Kolonisation in Ostindien, in Aegypten, in Australien, in Südafrika kennt, keine Frage, daß die von den Alldeutschen — übrigens nicht von allen — in Aussicht genommene Befreiung der englischen Kolonien von dem britischen Joch einen ungeheuren Kulturverlust bedeuten würde. Die greuliche englische Anmaßung hat einen sehr starken Rückhalt an englischer Kulturleistung." Ob nun wohl die Northcliffe-Presse Veranlassung finden wird, dies Wort von der „greulichen englischen Anmaßung" und von dem Vorschützen von Kulturmotiven für brutale Machttriebe ihren Lesern als eine rückhaltlose Verteidigung des britischen Imperialismus vorzusetzen? Davor freilich, daß sie einzelne Sätze aus dem Zusammenhang reißen unter Weglassung der vorstehenden Urteile, bin ich so wenig wie Andere sicher.

Otto Baumgarten

Die Kirche nach dem Kriege

3 (vgl. Nr. 35)

1. „Unsre Organisation ist fertig" so konnte ein katholischer Priester in einer zur Mehrzahl von evangelischen Geistlichen besuchten Versammlung es ruhig und offen aussprechen, als man auf den kirchlichen Empfang der einst heimkehrenden Krieger zu reden kam. Volksverein, Beichtstuhl, die kirchliche Frauenwelt — das sind alles sichere Organe, mit deren Hilfe die katholische Kirche ihre Gabe der Seelenleitung an den Heimkehrenden beweisen wird.

Wir Protestanten warten dagegen, daß die Heimkehrenden uns erst die Aufgaben und Richtlinien mitbringen sollen, welche die nächste Zukunft unsrer Kirche und unsrer religiösen Arbeit bestimmen werden. Es steckt darin etwas von unserm Glauben an das allgemeine Priestertum, aber auch eine unermeßliche Unbeholfenheit und Kurzsichtigkeit.

2. Gewiß darf man der Stimmungen und Energien, die das heimkehrende Männerheer mitbringen wird, mit ernster Spannung gewärtig sein. Aber ist denn nicht das meiste Volk daheim? Sollen denn die Frauen nicht auch bei uns die Zukunft der Kirche mit bestimmen? Und sind denn nicht auch schon von unsern Kriegern viele heimgekehrt? Nicht nur zu längerem Verweilen als Verwundete, sondern auch zum Bleiben und Wiedereintreten in den heimischen Betrieb als Entlassene? Wer Fühlung mit solchen hat, der fühle. Auch haben wir schon die verdienstlichsten Aufzeichnungen von Beobachtern, die, eben weil sie von einander abweichen, durch ein kritisches Verfahren sehr fruchtbar werden für eine zuverlässige und intime Kenntnis der Kriegerseele draußen.

3. Zu dem Förderndsten dieser Art gehört der Vortrag von Göhre: Religionspsychologisches aus dem Schützengraben. (Deutsche Politik, Heft 26, vom 23. Juni.) Niederschlagend für den, der von geistlich interessierten Berichten herkommend unsre Soldaten draußen voll Religion sieht. Aber eben darum ganz notwendig zu lesen zur Korrektur einer Vorstellung, der sich gerade Kirchenchristen nur zu gern hingeben. Göhre selbst ist ein Beweis dafür, wie man draußen die Religion, die man hat, festhält und durch alle Erfahrungen und Beobachtungen nur in ihr bestärkt wird. Er hatte schon in Friedenszeiten einen so sublimen Religionsbegriff, daß er nur sehr wenigen Menschen Religion zuzusprechen in der Lage war. So findet er nun auch bei seinen Leuten in den Schützengräben kaum Religion. Aber es wäre übereilt, sein Zeugnis darum als dogmatisch befangen abzulehnen. Er ist ein so echter Volksfreund und hat so sehr die Gabe, das Vertrauen der kleinen Leute zu gewinnen, daß sich ihm die Geister leichter und völliger aufschließen als Andern. So bedeuten die Mitteilungen Göhres ein starkes Gegengewicht gegen die massenhaften Lebenszeugnisse, die Pfarrer und christliche Zeitungen aus der Front gesammelt haben. — Uebrigens hat Fuchs in derselben Deutschen Politik (Heft 39 vom 22. September) eine wertvolle Ergänzung zu Göhre geliefert: Religionspsychologisches hinter der Front.

4. Was der Staat und die Gesellschaft von der „Kirche" erwarten, kann man während der gegenwärtigen Ernährungspolitik beobachten. Kommunal- und Staatsbeamte, die sonst nach Religion und Gottesdienst wenig fragen, sprechen ihr Erstaunen darüber aus, daß das Kirchenvolk gegenüber den gemeinnützigen Anordnungen so versage. „Das Landvolk läßt den Städter lieber verhungern, als daß es sich selber irgendwelche Opfer auferlegt. Der Gehorsam des Bürgers gegen die Staatsgesetze setzt mit automatischer Selbstverständlichkeit aus, wo die gewohnheitsmäßige eigennützige Privatwirtschaft davon betroffen wird. Ja wofür hat man eigentlich die Kirche? Wofür predigen die Pfarrer?" Hier begegnen sich merkwürdig ein berechtigter und ein unberechtigter Anspruch. Aber hat „die Kirche" Klarheit darüber, was daran berechtigt und was unberechtigt ist?

5. Ethisierung der Kirche! das heißt weiter gar nichts, als daß es die Kirche mit ihrer Arbeit an der Volkserziehung, mit ihrer Bekämpfung aller sittlichen Schäden und Gefahren, mit ihrer Verpflichtung, ein Vorbild echter Gemeinschaft zu sein, ernster nehmen muß. Der Kirche die Religion nehmen wollen, damit das Ethos an deren Stelle trete, wäre ein so närrisches und selbstmörderisches Programm, daß man es einem Menschen, der selber auf Seiten der Religion steht, nicht zutrauen sollte. Ein solcher Gedanke kann höchstens von der Staats-Seite herkommen, weil der Staat als solcher von Religion gar nichts versteht und an ihr auch kaum Interesse hat.

6. Was die Kirchenregierungen für die evangelische Kirche bedeuten, kann man an der verhängnisvollen Wirkung studieren, die der Erlaß des preußischen Oberkirchenrats vom 16. Dezember 1895 gegen sozialpolitische Agitation auf den heranwachsenden Pfarrerstand ausgeübt hat. Während katholische Bischöfe ihre fähigsten jungen Priester in die Hörsääle der Nationalökonomen schickten und in dieser Wissenschaft ihren Doktor machen ließen, belegte die protestantische Kirchenleitung die gründlichere Beschäftigung mit diesen Dingen mit dem Stigma unerlaubter Allotria. Die Fakultäten, höchst erfreut darüber, daß die jungen Leute nun dem Ernst des Fachstudiums erhalten blieben, unterstützten die Kirchenleitung noch dabei. Viel unentwickelter guter Wille ging darüber zu Grund, und viel kostbare Zeit zu innigerer Fühlung mit dem Volksleben wurde darüber versäumt. Erst der Krieg hat der Kirche und dem Volke wieder die Fühlung gebracht, die beide unter den sozialen Nöten hätten finden müssen.

7. Gegen Sätze wie die, daß der Pfarrer die Aufgabe habe, die sittlichen Staatszwecke zu fördern, das außerkirchliche Leben zu kirchlichem Handeln zu benutzen, der freundlich-ernste Sittenlehrer aller Parteien zu sein, als echter Vertrauensmann mitten in der Bürgerschaft zu wirken, sollte Niemand im Interesse lutherischer Religion Widerspruch erheben. (Wie Greiner tut S. 19.) Gewiß kann nicht jeder Pfarrer Vorbild bürgerlich-politischer Tätigkeit sein oder sonst

eine Gemeinde mit praktischer Initiative durchdringen. Er ist eben dafür nicht praktisch genug. Und wenn er dafür der Gemeinde um so treuer durch Predigt und Seelsorge dient, so leistet er, wofür er zunächst da ist. Aber man lasse das Christentum praktisch werden, wo und wie es kann. Je praktischer, desto besser. Eine so umfassende Organisation wie die Kirche kann und darf sich nicht auf nächstliegende intime Zwecke zurückziehen wollen. Das heißt aus Ohnmacht und Not eine Tugend machen.

8. Verhältnis zur Sozialdemokratie? Grundsätzlich muß heute jedem Pfarrer die Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei freistehen. Tatsächlich wird dieser Weg nur für sehr wenige Pfarrer gangbar sein, und der Willkommgruß von Seiten der Partei recht zweifelhaft. Mulert hat in Nr. 8 des „Hochwegs" einen andern Vorschlag gemacht, wie die Kirche der Sozialdemokratie einen Vertrauensbeweis geben könne, der unmißverständlich und ohne Verzug möglich sei. „Eine Stelle gibts, an der sogleich etwas geschehen kann. Unsere Synodalen werden nur zum Teil gewählt, zum Teil vom Landesherrn nach Vorschlag der Kirchenbehörden ernannt. Wer und was hindert diese Behörden, in Berücksichtigung der geschilderten Verhältnisse eine Anzahl Sozialdemokraten zu solcher Ernennung vorzuschlagen?" Ob es Genossen von Autorität bei der Partei gibt, die bereit sind, sich in eine kirchliche Synode berufen zu lassen?

9. Aber in der Tat: das Synodalwesen. Wenn irgendwo Reform einzusetzen hat, so hier. Die Unwahrheit, daß das Kirchenvolk der Landeskirche durch diese Zusammenkünfte repräsentiert sei, sollte aufhören. Und eine Besserung des tatsächlichen Zustandes, klein genug, aber so viel leichter auch als die umständliche Aenderung der Verfassung, wäre es allerdings, wenn der summus episcopus in viel freierer Weise aus seiner Vollmacht heraus Männer in die Synoden beriefe, die sich der Gunst der kirchlichen Parteien nicht erfreuen, die aber sich irgendwie für die Sache der Religion in der Kirche oder im Staat eingesetzt haben.

10. Gleichberechtigung der kirchlichen Richtungen. Meinem Verzicht auf diese Formel hat Wilhelm Schubring neuerdings im Protestantenblatt Nr. 34 widersprochen. Der Anstoß liegt für mich in der wuchtigen Stellung, die in der Formel die Silbe „gleich" inne hat. Es genügt für die freiere Richtung durchaus, daß sie „Berechtigung" fordert. Dafür muß sie, wo man sie aus dem Heimathause der Kirche herausdrängen möchte, freilich kämpfen: sie hat einen Anspruch auf Existenzrecht in ihr, ja auch auf Genuß ihrer Güter und auf Entfaltung von Tätigkeit eben als Kind dieses Hauses. Aber das hindert nicht, daß die Richtungen sich als „ungleiche Brüder" erkennen; es hindert auch nicht, daß die freiere Richtung der anderen das Recht der Erstgeburt zugesteht: konservative Parteien, wo sie echt sind, haben doch nun einmal den Vorzug, daß sie die Tradition wahren. Sie entschädigt sich dafür durch den Anspruch, der Wahrheit näher zu sein. Denn erhöbe sie den nicht, würde sie nicht existieren. Aber darin liegt dann doch wieder mehr als der Anspruch auf Gleichberechtigung.

11. Eine der peinlichsten Erörterungen, die innerhalb der Kirche denkbar sind, ist die, ob die orthodoxe oder die liberale Theologie in diesem Kriege sich besser bewährt habe. Für das, was eine ruhige Geschichtsforschung darüber einmal wird sagen können, ist die Zeit noch nicht da. Hingegen ist jetzt eben noch die Stunde, wo eine jede Theologie reichlich beweisen kann, was ihr Christentum wert ist.

12. Ueberaus peinlich wirkt es auch, wenn evangelische Kirchenmänner dem Pazifismus einen Eselsfußtritt geben: er ist ja tot, wozu machen sie ihn noch töter? In Wirklichkeit steht es so, daß der Pazifismus in Deutschland vor dem Kriege eine so geringe Rolle gespielt hat, daß man überhaupt keine Ursache hat, ihn zu schelten oder für irgendetwas verantwortlich zu machen. Dagegen stand und steht die Hoffnung einer Wiederanknüpfung zwischen den Krieg führenden Staaten, ohne die ein Friedensschluß unmöglich ist, ganz vornehmlich auf der Existenz und Bedeutung des Pazifismus in den feindlichen (und neutralen) Völkern, insbesondere im englischen (und amerikanischen). Auf alle Fälle wird die Kirche der Zukunft alle Ursache haben, sich mit dem pazifistischen Problem ernster zu befassen als bisher.

13. Katholizismus und Protestantismus. Wer da meint, daß das künftige Verhältnis der beiden christlichen Konfessionen im Reich durch die bestimmt werden wird, welche die genauesten kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Kenntnisse haben, oder aus dem konfessionellen Grenzkampf die reichste Erfahrung besitzen, der irrt. Denn auf diesem Wege kommt es überhaupt zu keinem Verhältnis. Das kann nur ein neuer Wille schaffen, der auf die Geltendmachung seiner Erfahrungen und Kenntnisse, wie wertvoll sie sein mögen, auch einmal zu verzichten versteht und auf dem Boden einer neuen Tatsächlichkeit einen neuen Versuch macht. Aber es gehört freilich Charakter, innere Ruhe und Sicherheit zu einem solchen Versuch.

14. Um die Religion und ihre Zukunft ist mir nicht bange. Aber sie wäre ja auch nicht gefährdet, wenn die Trennung von Staat und Kirche käme. Die damit verbundene Erschütterung würde eine ungeahnte Fülle von Frömmigkeit offenbaren und zeitigen. Ist nun diese Krisis so gut wie ausgeschlossen, so heftet sich das Interesse an die Einrichtung von heute, an die Landeskirche. Und da ergreift einen immer wieder die Angst, daß sie den Ernst und die Gunst der Stunde nicht erkennen wird. Die Institution ist ehrwürdig, und ein Schatz gesegneter Ueberlieferung ist ihr anvertraut. Aber ein Zug der Selbstzufriedenheit, um nicht zu sagen Unbußfertigkeit, macht sie immer wieder träge zum Werk. Sie predigt den Einzelnen Buße und auch wohl dem Volke. Aber sie selbst geht nicht mit gutem Beispiel voran. Da tut der Staat noch eher Buße als die Kirche. R

Verschiedenes

Trostbuch des Meisters Guntram von Augsburg. Den Trauernden im deutschen Volke. Leipzig und Hamburg, Schloeßmann 1917. 56 S. 80 Pfg.

Das ist ein feines und sinniges Buch. Es geht andre Wege als die herkömmlichen Trostbücher, aber gerade darum wird es manchen helfen, die sonst vergeblich nach Trost ausschauten. Statt vieler Worte geben wir eine Probe, wie der Verfasser es anfängt.

Vom Weinen

Als dir aller Trost nicht half und du der Worte und Gedanken müde wurdest, als auch dein Geist unter seiner Last sich nicht mehr wollte aufrecht halten, da tatest du deine Hände vors Gesicht und hobst zu weinen an.

Ich stand dabei und hätte so liebend gern ein paar Pfunde deines Zentners auf mich genommen. Ich sah dir beim Weinen zu und konnte nichts tun, als mir selber die Augen wischen. Ich sah dir auch in deine liebe Seele hinein und wußte, daß dein Weinen nicht wild und herrisch war, und daß du dir nicht zornige, trotzige Verzweiflung herbeiweinen wolltest, wie Kinder in ihrem Eigensinn. Kein Hader, kein wildes Aufschreien klang mit, sondern deine Tränen flossen gleichmäßig und lind über dein Gesicht, weil sie mußten und nicht anders konnten, wie Blut aus einer Wunde rinnt. Es war so viel Liebe und Trauer in deinen Tränen und so viele Innigkeit zugleich, und mir geschahs, als wären alle deine Tränen Worte eines Gebetes zu Gott, so klar wie keine anderen Worte sein könnten.

Da wollte ich mich neben dich setzen und dir die Hände vom Gesicht ziehen und sie in meine Hände nehmen.

Ich wagte es aber nicht. Ich mußte seitab stehn, denn ich wußte, daß diese Tränen dir die Seele klärten, und daß in dieser Stunde, als du zu Trost und Kraft zu müde warst und nur noch weinen konntest, dich unterm Weinen Gott selbst linde tröstete.

Deutschland und Aegypten. Von Erich Meyer (Der deutsche Krieg 48.) Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt 1916. 30 S. 50 Pfg.

Deutsche Arbeit und deutsche Kriegserlebnisse in Aegypten. Mit einem Anhang: „Eine Ostersegelfahrt im Nildelta." Geschautes und Erlebtes von Friedrich Becker, Dora Brooke, Hedwig Giercke und Erich Meyer. Herausgegeben von Pfarrer Erich Meyer. Berlin, Evangelischer Bund 1916. 132 S. 1,25, gebunden 1,80 Mk.

Wie wenig weiß doch die große Menge von deutscher Auslandsarbeit, selbst bei Ländern, die von deutschen Touristen jahraus, jahrein besucht wurden. Der Krieg erst hat durch ihre Bedrängnisse uns die Augen geöffnet und die Herzen warm gemacht. Einen neuen Beweis dafür bieten die beiden Schriften von Erich Meyer, den der Krieg aus seiner langjährigen Arbeit als Pfarrer der deutschen Gemeinde in Alexandrien vertrieben hat und der nun die Liebe zu deutscher Arbeit in Aegypten im alten Vaterlande wachrufen möchte. Deutsche Kaufleute haben zuerst den deutschen Namen im Lande der Pharaonen zu Ehren gebracht: bei Beginn des Krieges stand Deutschlands Handel hier an zweiter Stelle mit 110 Millionen gegen 500 des englischen Handels; der ägyptische Export nach Deutschland übertrifft den unsrer sämtlichen Kolonien um das Doppelte! Deutsche Forscher sind ihnen gefolgt und haben das Meiste beigetragen, um die ägyptische Sphinx zu enträtseln. Seit 60 Jahren wird dort auch deutsche evangelische Liebesarbeit getrieben, die trotz der geringen Zahl der Deutschen (1900 gegen 20000 Engländer) der englischen vielfach überlegen ist: das deutsche Hospital in Alexandrien steht in seiner Art unerreicht da. Wieviel könnte aber noch geschehen, wenn das deutsche Volk etwas mehr übrig hätte für seine Kulturpioniere in Ueberseе! Noch gibt es in Aegypten erst 6 deutsche Schulen gegen 145 französische: die Hälfte der deutschen Kinder besucht dort französische Schulen! Das Deutsche Reich gab nur 11 000 Mk. Zuschuß für die Schulen, Italien 240 000!

Deutschland hat eine Kulturaufgabe in Aegypten. Die Engländer haben zwar ihre große kolonisatorische Begabung auch hier gezeigt und das Land wirtschaftlich zu hoher Blüte gebracht: seit der Okkupation hat die Bevölkerung sich verdoppelt. Das Volk hat sich an die Fremdherrschaft gewöhnt: von einer nationalistisch-ägyptischen Bewegung, von der in unsern Zeitungen so viel die Rede war, ist nichts zu erwarten, zumal bei dem biegsamen, unterwürfigen Charakter des Aegypters. England sitzt jetzt fester im Sattel als je, während zu Beginn des Krieges (eine recht interessante Feststellung!) so wenig Truppen im Lande waren, daß es leicht hätte überrannt werden können. Aber England hat so gut wie nichts für die Hebung der Volksbildung und für das Sanitätswesen getan. England hat den Islam gepflegt und verwöhnt — in Aegypten ist der Freitag, nicht der Sonntag, offizieller Feiertag! Wie anders greift doch der Deutsche die kolonisatorischen Aufgaben an!

Freilich, wird es noch einmal zu einem Aufschwung deutscher Arbeit in Aegypten kommen? Die Kriegserlebnisse, von denen hier Pastor, Schwester und Lehrerin berichten, zeigen nach anfänglich überraschend guter Behandlung eine starke Animosität gegen das Deutschtum in Aegypten. Prachtvoll, wie die deutsche Lehrerin sich wehrt, als

die Schule in rechtswidriger Weise von den Franzosen beschlagnahmt werden soll, unter rühmenswertem Beistand des amerikanischen Konsuls. Wir verdenken es den deutschen Arbeitern im Nillande nicht, wenn sie hoffend hinüberschauen nach dem Lande, das es ihnen angetan hat, und ihm neue Freunde werben möchten. Dazu sind die beiden Bücher, die auch recht interessant geschrieben sind, besonders geeignet.

Ewald Stier

Kleine Mitteilungen. Des Bußtags wegen muß diese Nummer früher abgeschlossen, früher verschickt und kürzer gefaßt werden.

Die Totenfestnummer des Blattes Sonntag und Alltag (Huttenverlag, Berlin) sei empfohlen: 100 St. 3,50 . . 10 000 St. 240 Mk.

Zu dem Thema Stadt und Land — Bochum und Gardelegen — sind uns eine Menge Zuschriften eingegangen. Wir wollen gern davon mitteilen, was möglich ist. An unsrer Losung, daß es vornehmlich gilt zu verstehen und zum Verständnis zu helfen, konnte uns nichts irre machen. Alles Klagen und Anklagen hilft nichts. Traub hat der Sache eines seiner „Eisernen Blätter" gewidmet, Nr. 56, mit der Ueberschrift „Bauer und Städter".

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona a. E. Montag 11. Dezember 4¼ Uhr Kaiserhof: Schleiermachers Weihnachtsfeier. Wallroth.

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Donnerstag 30. November 6 Uhr im Anlagegebäude der Kgl. Universität (Alte Bibliothek) Auditorium Nr. 3 (Erdgeschoß): Der Christus der Kulturarbeit. Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer.

Breslau. Freitag 8. Dezember 8 Uhr im Franziskaner, Schweidnitzerstr. 36: Politik und Moral. Pastor Biewald.

Cassel. Montag 4. Dezember 8¼ Uhr Vereinshaus: Die Aufgaben der Freunde der Christlichen Welt in der Gegenwart. Stier-Marburg.

Chemnitz. Bund für Gegenwartschristentum. Oeffentliche Versammlung Montag 27. November 8 Uhr Carola-Hotel: Die Bevölkerungsfrage. Prof. Dr. med. Clemens-Chemnitz.

Chemnitz. Bund für Gegenwartschristentum. Mitgliederversammlung Freitag 8. Dezember 8 Uhr Deutscher Kaiser: Die Entwicklung des religiösen Gefühls in der Kindheit. Prof. Dr. Schulze.

Dessau. Freunde evang. Freiheit. Montag 4. Dezember 8¼ Uhr in der Askania: Schleiermacher, Reden und Monologen. Hemprich-Pötnitz.

Magdeburg. Montag 4. Dezember 8¼ Uhr Hasselbachstr. 1 (Stadtmission): Die Grenzen des religiösen Erkennens. Pastor Danneil.

Versammlungskalender

28.—30. November 6. Theologischer Lehrgang des Zentralaussch. für Inn. Miss. Berlin
6. 7. Dezember Gustav Adolf-Stiftung Leipzig.

Für 6½ jährigen gesunden Knaben aus guter evangelischer Familie, **Vollwaise,** wird unentgeltlich liebevolle Aufnahme gesucht. Offerten erbeten unter Nr. 7654 an den Verlag der Christlichen Welt.

Gesucht zum 1. April 1917 **Hauslehrer,** Theologe oder Philologe, auch Kriegsbeschädigter für 2 Knaben im Alter von 11 Jahren.
Frau E. von Risselmann
Görbitsch (Neumark)

Postdirektorwitwe, in einem Ostseebad, sucht ein Kind (Mädchen oder Knabe) oder junges Mädchen in treue, sorgfältige Obhut und gemütvolle Familienpension zu nehmen. Höhere Schulen am Ort. Vorzügliches Klima. Auskunft erteilt Prof. **Rade, Marburg** und Pastor **v. Broecker, Halle a. S.**

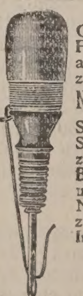
Die evangelische Gemeinde nach dem Kriege
Vom Wilhelm Richter
Konsistorialrat in Königsberg i/P.
1,40 Mk.
Das vorliegende Buch sei als Ausgangspunkt für Besprechungen in Pfarrerkreisen in Versammlungen kirchlicher Körperschaften und in evangelischen Gemeindevereinen, besonders empfohlen.
Stiftungsverlag - Potsdam

Schiele die Religion Grbde. kaum benutztes Ex. statt (145 M / 100 M) Best. u. **LS 2108** an **Rudolf Mosse, Leipzig.** Versend.-geg. Nachn.

Emser Wasser

Dame in mittleren Jahren, Hannoveranerin, deren natürlicher häuslicher Wirkungskreis immer kleiner geworden ist, möchte in einer Familie die fehlende Hausfrau und Mutter ersetzen, besonders gern heranwachsenden Kindern eine Hilfe am Werden sein. Auch im Haushalt gründlich erfahren. — Wenn gewünscht, während der Kriegszeit weniger Gehalt. — Auskunft durch befreundete Familien. — Angebote unter **MB25** an den Verlag erbeten.

Geyer-Rittelmeyer, Leben aus Gott, Gott und die Seele, geb. je 7½ M; Warum bleiben wir in der Kirche ?, Aus der grossen Gegenwart, je 80 ₰; Veste, 1. Jahrg., geb. 4½ M. **Geyer,** Ewige Freude, geb. 4 M; Erlebtes Christentum, Theologie des ältesten Glaubens, je 1 M. **Rittelmeyer,** Tolstoi, Nietzsche, Pfarrer, Jesus, geb. je 2½ M. **Olschewski,** Jesus und Du, geb. 4 M. Kriegspredigten v. **Dieterich,** geb. 1 M 40 ₰, v. **Ihering,** geb. 1 M 40 ₰, v. **Lehmann,** geb. 2 M, empfiehlt
HEINRICH KERLER,
Verlags-Konto, **ULM.**



Wer zerrissenes Schuhwerk, Geschirre, Leder, Zeltstoffe, Fahrradmäntel, Filz usw. selbst ausbessern will, verwendet vorzüglich die
Nähahle **Stepperin** D.R.G.M.
Solide, beste Konstruktion. Näht Steppstich wie Maschine. Leicht zu handhaben. Garantie für Brauchbarkeit. Viele Anerkennungen. Preis **Mk. 2.50** mit Nadelsortierung und Leinenzwirn, verpackt und postfrei. In Lederhandlungen käuflich oder direkt durch
Joh. Zucker
Stuttgart-Botnang.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Unsre Pflicht zur Politik
Von Martin Rade 1913 — Mk. 0,80

Von der Hexe, die eine Heilige war
Von Agnes Günther 1913 — Mk. 1,50

Die Türken, die Engländer und wir deutschen Christen
Von Wilhelm Herrmann 1915 — Mk. 0,50

Politische Kriegsfürsorge
Von Kurt Wolzendorff 1915 — Mk. 0,50

Christenglaube in Krieg und Frieden. 1. Im Krieg
Von Martin Rade 1915 — Mk. 1,30

Was heißt „Liebet eure Feinde"?
Von Theodor Birt 1915 — Mk. 0,40

Zwei Schicksalsfragen: 1. Vom Schicksal der Werte 2. Vom Werte des Schicksals
Von Paul Jaeger 1916 — Mk. 1,—

Adeline Gräfin zu Rantzau

Neu! **Hein Spinners Feldzug.** Roman. Geb. M. 4.—

Das alte Problem der Menschenliebe mit ihren feinen verwirrten Fäden ist hier von echter Künstlerhand vor den Leser hingestellt. Die Augen tun einem weh, — aber nicht vom Lesen! Als müßten Tränen kommen über alles Herzeleid, was diese Liebe ins Menschenleben hineinstreut. Erst sieht es weich und wonnig aus; dann nachher merkt man, daß an jedem Glöckchen der roten Heide ein Blutstropfen hängt! „Die Menschen, die nennen es Liebe." — Der Krieg spielt hinein und schafft Lösungen, aber er bringt auch Kraft zum Entsagen! — Die vielen Freunde der Dichterin werden sich an dem stimmungsvollen Buche freuen! (P. Keller)

Aus einer langen Besprechung in der „Evang. Frauenztg.":
. . . Ich wünschte vielen deutschen Frauen das fesselnde und tiefe Buch in die Hand zu legen. Gerade in unserer schweren Zeit ist es ein Genuß und eine Erholung, solche Schilderungen von Erlebnissen aus der Heimat im Lichte des Krieges zu lesen, die, von Vaterlandsliebe und tiefer Religiosität getragen, wie die schönste Poesie wirken.

Verlag von Martin Warneck, Berlin W 9, Schellingstr. 5

Deutsche Worte — Deutsche Lieder

Stimmungsvolle Beilage zu **Weihnachts**-Liebesgaben für unsre Soldaten
6 Einzelheftchen je 5 Pf., 100 St. gemischt 2,80 Mk., Sammelhefte 25 Pf. 24 St. 4,30 Mk., 100 St. (10 Pfd.) 14,50 Mk. postfrei geg. Kassa od. Nachnahme.
Diese Selbstkostenpreise lassen keinen Buchhändlerrabatt zu.
Postscheckkonto 7929 Frankfurt (Main) **Druckerei Bauer in Marburg**

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.
Versicherungsbestand 438 151 390 M. Vermögensbestand 183 970 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1915: 2 479 882 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Die für die ganze Dauer der Lebens- und Rentenversicherungen zu zahlende Reichsstempelabgabe von ½% der Prämie trägt die Vereinskasse.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu drei Beilagen: je ein literarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen Felix Meiner in Leipzig (Zum 200. Todestag von Gottfried Wilhelm Leibniz); E Angleich in Leipzig (Pose, Seinhausen, v. Zagory, Blomberg u. A.); und von der Sächsischen Hauptbibelgesellschaft in Dresden (Dresdner Schmucktestament und Psalmen)